



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zum Professor Knorre, als er ihr die Rektoratsrede eines Schweizer Professors über die Bestimmung der Frau mitgebracht hatte.

Doch nicht so schwer, erwiderte Knorre. Haben wirs nicht fertig gebracht? Es gäbe keine Frauenfrage mehr, wenn jeder alte Junggeselle zur praktischen Lösung soviel beitrüge, wie ich, wenn wir die Mädchen nicht zu geheimnisvollen Vasen für den Salon und für die Badereise erzögen, sondern zu einfachen, praktischen Berufsarten, wenn wir sie nicht zu geschwägigen Elstern heranbildeten, die drei Sprachen treiben und sich dabei in ihrer Muttersprache nicht verständig ausdrücken können, wenn wir ihnen wieder gesundes Blut, frische Sinne und kräftige Nerven verschafften, wenn wir sie nicht täglich fünf oder sechs Stunden lang in einen dumpfen Schulraum einpferchten und ihnen später die innern Organe durch eine ganz verkehrte Lebensweise und durch unsinnige Gewohnheiten verdürben, sondern sie in einfachen Verhältnissen, im Sonnenlicht und in reiner Luft aufwachsen ließen, mit einem Wort, wenn die deutschen Mütter vernünftiger würden.

Und die deutschen Väter auch, sagte Luise, denn solche Männer wie Professor Knorre sind in Deutschland selten. —

Bis hierher ist meine Geschichte wahr, ganz wahr. Nun würde ich gewiß den Leserinnen und manchem alten Junggesellen eine große Freude machen, wenn ich zum Schluß noch erzählte, daß Professor Knorre Fräulein Luise Schmidt geheiratet habe. Das wäre aber nicht wahr, denn vor einigen Tagen sagte mir mein Freund, der Landgerichtsrat Bergmann, es sei von ihm eine Adoptionsurkunde unterzeichnet worden, worin Professor Knorre die Luise Schmidt an Kindesstatt angenommen habe.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Distanzritt. Nichts ist mehr geeignet, wegen des Bestandes der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung Zweifel zu erregen, als die grundverschiednen Auffassungen der verschiedenen Bevölkerungsklassen über Erscheinungen auf politischem und sittlichem Gebiete. Die Verschiedenheit ist so groß, die Gegensätze sind so unveröhnlich, daß man eine Ausgleihung, ja auch nur eine Annäherung für ausgeschlossen halten muß.

In Wien wie in Berlin wurden in diesen Tagen die Herren, die den Distanzritt mitgemacht hatten, gefeiert, als wenn sie das Vaterland gerettet hätten. Viele Tausende bezeugten für das Unternehmen das größte Interesse, die Zeitungen waren mit eingehenden Berichten angefüllt, die Spannung eines großen Theils des Publikums grenzte an Fieberparoxysmus, der Bewundrung war kein Ende. Und daneben sprach ein großer Teil der urteilsfähigen Menge von dem Unternehmen mit der

größten Geringschätzung, und häufig vernahm man das Wort: zwecklose Pferdeschinderei.

Was ist es denn, was dem Distanzritt einen so glänzenden Nimbus verliehen hat? Weiter nichts, als daß es sich dabei um einen Sport, um eine Wette, um Spiel gehandelt hat. Diese Leidenschaft ist so heftig, daß verständige Erwägung in den Hintergrund tritt, und so verbreitet, daß viele ganz ohne Nachdenken mit fortgerissen werden.

Wir sind keine Feinde des Sports, wir möchten ihn in dem Leben unserer Nation nicht entbehren. Aber darum ist doch nicht jedes Unternehmen zu billigen, bei dem der Gesichtspunkt des Wettbewerbs vor allen andern hervortritt; es muß doch unter allen Umständen erwogen werden, ob nicht Rücksichten der Sittlichkeit, ja der Menschlichkeit entgegenstehen. Daß beim Sport die Kräfte von Menschen und Tieren oft in hohem Grade angespannt werden, ist unerlässlich; es ist auch gar nichts dagegen zu sagen, wenn man sich innerhalb solcher Grenzen hält, daß nicht Grausamkeit gegen Menschen oder Tiere verübt wird. Bei dem Distanzritt aber ist diese Grenze weit überschritten worden. Wenn sich junge rüstige Männer die Anstrengung auferlegen, drei- bis viermal vierundzwanzig Stunden körperliche Anstrengung zu erdulden und sich den Schlaf fast ganz zu entziehen, so mögen sie das thun. Es zu bewundern liegt kein Grund vor, zumal da ein vernünftiger Zweck nicht zu erkennen ist. Anders aber steht es mit den Pferden, die der Laune ihrer Herren preisgegeben sind. Von diesen armen Tieren hat man Leistungen verlangt, denen ihre Kräfte nicht gewachsen waren. Nur durch grausamste Anwendung von Sporn und Peitsche ist es möglich gewesen, sie bis ans Ziel zu bringen; viele sind bereits verendet, und die meisten übrigen werden die unbarmherzige Ausbeutung ihrer Kräfte zeitlebens nicht verwinden. Es versteht sich, daß es Umstände geben kann, unter denen das Tier dem Menschen bis zur Vernichtung der eignen Existenz dienen muß: so im Kriege. Aber handelt es sich hier um irgend einen Zweck, der das Mittel rechtfertigen könnte? Wir vermögen solchen Zweck in keiner Weise zu erkennen. Wenn trotzdem das Unternehmen in weiten Kreisen so viele Leute zur Bewunderung fortgerissen hat, so rührt das nur daher, daß es, in vornehmen, vielfach maßgebenden Kreisen erfunden und zur Ausföhrung gebracht, durch seine Neuheit und Ungewöhnlichkeit die überreizten und abgestumpften Nerven zu erregen geeignet, daß es Sport und Spiel in hohem Stile war. Wenn es aber wirklich darauf ankommen sollte, ein durch Übermaß des Gemüthes verwöhntes Publikum zu erregen und zu unterhalten, so würden wir den Stiergefechten den Vorzug geben. Auch bei diesem die Nerven in hohem Grade anregenden Schauspiel werden Tiere getödet und verletzt; die Stiere erliegen dem Degen des Matadors, einigen Pferden werden die Hörner der wütenden Stiere verderblich. Aber das Stiergefecht hat den Vorzug, daß die ganze Tierquälerei von bezahlten Leuten verübt wird, während bei dem Distanzritt vornehmen Herren die Aufgabe gestellt wird, durch langsame Marter den edeln, treuen, schönen Tieren die äußerste Kraftauswendung abzuwingen und sie langsam zu Grunde zu richten. Diese Roheit ist das Verlezende bei dem Distanzritt, und da in den öffentlichen Blättern dieser Auffassung bisher nur sehr vereinzelt Ausdruck gegeben worden ist, so scheint es uns angebracht, dem weitverbreiteten Jubel gegenüber auch einmal diese Seite der Sache zu betonen und an das öffentliche Gewissen zu appelliren. Der kleine Händler, der, um sein Brot zu verdienen, gelegentlich in der Lage ist, von seinem elenden Gaul oder seinem Hunde die äußerste Anstrengung zu verlangen, verfällt dem Unwillen des Publikums, wenn nicht gar einer polizeilichen

Strafe. Ist denn die Tierquälerei, wenn sie zur Befriedigung des Ehrgeizes oder zur Belustigung dient, privilegiert? Und sind nicht die Gesetze für alle Staatsangehörigen geschrieben?

Seeunfall. Schon wieder ist ein harmloses Segelschiff einem Schnelldampfer zum Opfer gefallen, und zwar genau in der Weise, wie erst kürzlich in den Grenzboten (1892, III. Seite 330) berichtet wurde. Bei der in Bremerhaven am 12. Oktober abgehaltenen Seegerichtsverhandlung handelte es sich wieder um die traurige Thatsache, daß ein deutscher Schnelldampfer bei Nebelwetter eine norwegische Bark mitten durchgeschnitten hatte, und zwar weil er seine volle Geschwindigkeit beibehalten hatte. Beide Schiffe hatten vorher ihre vorschritzmäßigen Nebelsignale gegeben; das Segelschiff hatte auch das Herannahen des Dampfers bereits einige Zeit, zehn bis zwölf Minuten vor dem Zusammenstoß, sowohl an den Signalen der Dampfpeise wie an dem Gange der Schraube gehört. Auf dem Dampfer hatte der Kapitän alle Vorsichtsmaßregeln — bis auf die eine wichtigste, die Mäßigung der Geschwindigkeit (!) — getroffen; er hatte die Ausguckposten verdoppeln, die Nebelsignale machen und den Maschinentelegraphen auf Achtung (!) stellen lassen. Aber alles dieses konnte bei der ungeheuren Geschwindigkeit nicht verhindern, daß schon eine Minute nach dem Zusichkommen des Gegenseglers der Zusammenstoß stattfand.

Nach dem Berichte der *W(eser)-Z(eitung)* führte bei der Verhandlung der Reichskommissar Dr. R. aus, daß in Beziehung auf die Dichtigkeit des Nebels die Aussagen der Dampferoffiziere (natürlich!) von den übrigen Zeugen abwichen. Die Schuld treffe den Schnelldampfer, weil er gegen die bestehenden Verordnungen zur Verhütung von Zusammenstößen auf See gehandelt habe, der Fehler sei aber nicht so groß (?!), daß deshalb Anträge auf Entziehung der Gewerbebefugnis gestellt werden müßten.

Der alsdann vom Seeamt gefällte denkwürdige Spruch lautet: „Der Zusammenstoß der norwegischen Bark »Tordenskjöld« mit dem Schnelldampfer »Saale«, in dessen Folge die Bark unterging, ist dadurch verursacht [worden], daß der Schnelldampfer trotz nebeligen Wetters mit ungeminderter Geschwindigkeit gefahren ist. Die Bark trifft kein Verschulden. Die Maßregeln auf Seiten des Dampfers »Saale« nach dem Zusammenstoß, namentlich das umsichtige Rettungswerk, verdienen lobende Anerkennung.“

Die beiden in den Grenzboten 1892 II. S. 334 und III. S. 330 angeführten Seegerichtsprüche enthielten neben der lobenden Anerkennung für die Thätigkeit der Besatzung doch wenigstens noch einen milden Tadel für das Schnelfahren der Dampfer bei Nebel, während diesmal neben dem Lobe nur die Thatsache, daß die Geschwindigkeit beibehalten wurde, durch den Spruch verkindigt wird. Voraussichtlich werden sich also die Schnelldampfer in Zukunft damit begnügen, ihre Maschinentelegraphen bei Nebel auf „Achtung“ zu stellen, bis einmal der von dem Norweger Flood vorausgesagte Zusammenstoß zweier Seewindhunde etwas mehr Aufsehen erregen wird, als das Durchschneiden harmloser Segelschiffe.

Die Schuld liegt auch hier wieder in dem unverantwortlichen Wettbewerb aller Schnelldampfergesellschaften, den sportlustigen Amerikanern zuliebe mit ihren Dampfern den besten Record über den Ozean zu machen. Hierbei lassen sie völlig außer Acht, daß bei derartigen „Distanzritten“ tausende von Menschenleben aufs Spiel gesetzt werden. Die Schnelldampferkapitäne ihrerseits werden auf diese Weise gezwungen, bei eintretendem Nebel die erste Seemannsregel, die Vorsicht, zu vernachlässigen.

Vom französischen Heere. Emil Zola hat in seinem Roman *La Débâcle* ein Bild von dem französischen Heere im Jahre 1870 entworfen, das dieses Heer als eine Bande von undisziplinierten, fluchenden, marodierenden und hungernden Strolchen darstellt. Hierauf hat neulich ein deutscher Offizier geantwortet: Zola verstehe seine Sache nicht, wenn er vom Militär schreibe, er sei selbst nicht Soldat gewesen und wisse nicht, wie es einem Soldaten vor der Schlacht zu Mute sei, oder wenn er hungern müsse. Die französische Armee habe sich mit höchstem Mute geschlagen und verdiene nicht die Herabsetzung, die ihr Zola angedeihen lasse. Offenbar urteilt aber der deutsche Offizier auch nicht aus eigener Anschauung, er urteilt von sich aus oder nach dem Bilde, das ihm der französische Soldat im Gefechte bot. Wer die französischen Truppen vor dem Gefecht im Lager gesehen hat, hat kein günstiges Urteil über sie gewonnen. Hier ein durchaus unverdächtiger Zeuge, Karl Klein, der Verfasser der — man kann wohl sagen — berühmten Fröschweiler Chronik. Klein war Pfarrer in Fröschweiler, dem Orte, der den Mittelpunkt der Schlacht bei Wörth bildete, ein französischer Patriot und ein Mann von offenem und klarem Blicke. Über die Truppen der Armée Mac Mahons, die zu beobachten er Gelegenheit genug hatte, schreibt er: „Mein Gott, welch klägliches Bild geistiger und sittlicher Verkommenheit. Ihre ganze Erscheinung macht sofort den Eindruck: diese Leute haben auch nicht die ersten Stufen sozialer Bildung durchschreiten dürfen, die haben keine Ahnung davon, daß der Soldat keine Maschine sein darf, die instinktiv und gewaltmäÙig in Bewegung gesetzt wird; daß der Soldat einen gewissen Gedankenhorizont haben muß; die sind bloß Nummern, wie sie selbst sagen, rohes Kanonensfutter pour la gloire de la France. Und Hand in Hand mit der grenzenlosesten Unwissenheit ging dann auch die moralische Verwahrlosung unrer Truppen. 's ist herzerreißend zu sagen: dieses schlampige verlotterte Wesen! Die Leute hatten gar keine militärische Haltung, kein Soldatenehrgefühl; da lungerten sie herum wie müßige heimatlose Bettler; und diese abscheuliche Trunkenbolderei, diese wütende Karten- und Würfelspielsucht! Dieses ewige Abbrüllen von allerlei Schund- und Schandliedern, dieses wüste Fluchen, unflätige Zotenreißen! man empört sich heute noch, wenn man zurückdenkt. . . Jeder that, was ihm recht deuchte. Der gemeine Mann kam und ging, wie es ihm beliebte, entfernte sich von seinem Truppenteil, aus dem Lager und kehrte wieder, wenn er es für gut fand; that seine Schuldigkeit oder that sie nicht, ganz nach persönlichem Ermessen. Begegnete ihm der Korporal — nicht die geringste Achtung; kam ein Befehl — er hatte keine Ohren. Derselbe Befehl, er lachte. Eine Drohung! Er zuckte die Achseln! Eine Strafe! Allons donc! Und der Korporal ging seines Weges, und die Donnerwetter folgten ihm nach; und die pieds de nez spielten hinter seinem Rücken — er mußte es hören und merken und bekam doch kein Magengrimmen und verhängte auch keine Züchtigung; er wollte nicht, er konnte nicht — Que voulez-vous? c'est la guerre. . . Es geschah, daß unser guter Kapitän aus Versehen einem gemeinen Soldaten auf den Fuß trat. »Wer heißt Sie mir auf den Fuß treten!« — grob, frech, widerlich, herausfordernd. Der Hauptmann schwieg und verbiß seinen Zorn, und als ich ihm sagte: Und diesen Menschen lassen Sie nicht sofort einsperren? »Mein Herr, ich kanns nicht thun, morgen würde er mir eine Kugel durch den Kopf jagen.« Ist das möglich? Ja, es ist Thatsache. . . Da standen die hungrigen Gefellen bittend, stehend pour l'amour de Dieu, man mußte sich ihrer erbarmen. Großer Gott, wenn man zurückdenkt, dieses Getöse, dieses Durcheinanderwogen, dieses Suchen, Betteln nach Lebensmitteln.“

Vergleicht man dieses Bild mit dem, das Zola gezeichnet hat, so kann man Zola nicht Unrecht geben, man muß anerkennen, daß er auch hier treu nach dem Leben gezeichnet hat. Aber in zwei Stücken hat er doch Unrecht. Erstens, daß er es unterläßt, die Rehrseite zu zeigen, daß er seine Farben nur aus einer Skala wählt, die zwischen Staubfarbe und Rotfarbe liegt. Zweitens, daß er diesen Zustand der Armee für die Niederlage unmittelbar verantwortlich zu machen scheint. Dieselben verlumpten und disziplinenlosen Leute haben in der Schlacht wie die Helden gefochten und haben es wahrlich nicht an sich fehlen lassen. Der französische Soldat ist im Gefechte ein ausgezeichnete Soldat, vorher und hinterher ist ers nicht. Aber das ist eben der Fehler, es geht nicht an, die Maschine rosten zu lassen und sie erst dann zu ölen, wenn man sie braucht. Die Räder müssen immer blank und glatt gehalten werden, sonst giebt es gerade dann Stockungen, wenn diese am verhängnisvollsten werden. Der Mangel an innerm Zusammenhange, an Pflichtgefühl, an Initiative machte sich in dem höhern Kommando gerade so fühlbar wie in der Front, er ging auch aus denselben Ursachen hervor. Wo war Ducrot während des Gefechtes bei Weißenburg, wo war Faily während der Schlacht bei Wörth? Ganz in der Nähe. Beide meinten, die Affaire gehe sie nichts an. Der Mangel an technischem und geistigem Zusammenhange war schuld an der Niederlage. Und so entstand im Heere das bekannte Verratsgeschrei. Man konnte nicht begreifen, woher die Niederlage kam, nachdem jeder für sich seine Schuldigkeit bis zum äußersten gethan hatte. Viele einzelne Vortrefflichkeiten geben zusammen noch keine vortreffliche Armee. Und so ist die lockere Disziplin im französischen Heere mittelbar doch verantwortlich zu machen.

O Heidelberg! Am badischen Neckar, oberhalb von Zwingenberg, liegt einsam und noch bis vor kurzem von der unvermeidlichen „Zugänglichermachung“ fast völlig verschont, schön in ihren Trümmern, lieblich in ihrer Umgebung und durch ihren Namen die Ruine Minneburg. Den Namen hat ihr auch die großherzoglich badische Ortsstatistik nicht angefochten, und so sollte man gewiß meinen, es sei in Ordnung damit. Da kommen wir nun neulich zur schönen Sommerszeit wieder einmal die sogenannte Anlage in Heidelberg entlang, erblicken da einen offenbar städtischen oder gemeinnützigen „Orientierungspavillon“ für die Fremden und sehen uns denn auch folgsam und mit einer gewissen dankbaren Befriedigung die aufgehängten Karten, Ansichten und dreisprachigen Erklärungen an, bei denen die aufgehängten Karten, Ansichten und dreisprachigen Erklärungen an, bei denen übrigens in löblicher, aber durchaus nicht selbstverständlicher Weise die deutsche Zunge den Vortritt hat. Aber o weh! da ist sie ja auch mitten drunter, unsre unbekante Burg, unser trauliches Idyll vom Neckar, breit photographirt, und darunter steht noch breiter: Minneburg. Ja, Minneburg!

Da sind wir also wieder einmal glücklich die Blamirten! Freilich, wenn es jemand heutzutage nicht wüßte, daß es in seinem Hochdeutsch Minna heißt, und wie eine dumme Bauernmagd Minne sagte, so wäre das in der That sehr „ungebildet.“

Nachschrift der Redaktion. Diese Bildungsbarbarei, wie mans treffend genannt hat, grassirt in ganz Deutschland, und der Kampf dagegen ist ganz aussichtslos, weil die maßgebenden Kreise jeder Belehrung auf sprachlichem Gebiete unzugänglich sind. Auch in Sachsen z. B. wimmelt es von Orten, die sich das schöne a haben anhängen lassen müssen, das nun einmal — der Himmel weiß, weshalb — für „gebildet“ gilt. Bei Leipzig z. B. liegen ein paar Dörfer, die jahrhundertlang Eiche und Propstheide geheißen haben. In Eiche war im fünfzehnten Jahrhundert ein Kloster und eine Wallfahrtskirche „zur Eiche“; es stand

wirklich eine große Eiche da, und noch heute ist das alte Klostergut mit herrlichen Eichenbäumen umsäumt. Hilft nichts; im Amtsstil und auf der Landkarte heißt der Ort Eicha, und der Schenkwirt schreibt natürlich nun auch auf sein Wirtshauschild: Gasthof zu Eicha. Vielleicht ist er sogar schon so „gebildet,“ daß er bloß noch schreibt: Gasthof Eicha — das ist ja jetzt das allerfeinste, das, wie der Konfektionsplunder, aus den Städten auch schon auf die Dörfer hinausdringt — Sprachkonfektion. Und ebenso heißt es natürlich nun auch Propstheida und Gasthof zu Propstheida, obwohl der Name nichts anderes bedeutet als die Heide, die zum ehemaligen Leipziger Thomaskloster gehörte.



Litteratur

England. Seine Geschichte, [seine] Verfassung und [seine] staatlichen Einrichtungen. Von Dr. G. Wendt, Professor am Realgymnasium in Hamburg. Leipzig, O. R. Reisland, 1892

Ein sehr brauchbares Buch. Auf 336 Seiten liefert es eine kurzgefaßte Geschichte Großbritanniens und Irlands und giebt Auskunft über das Parlament, die Krone, die Gesellschaft, den Staatshaushalt, das Heer, die Flotte, die Rechtspflege, das Kirchen- und Unterrichtswesen und das Kolonialreich. Unter der Überschrift „Die Gesellschaft“ werden aber leider nur Nobility, Gentry und die „höhern Berufsarten“ behandelt; eine alle Klassen umfassende Berufsstatistik fehlt ebenso wie eine Anbaustatistik, nur über die Verteilung des Grundbesitzes werden einige Angaben gemacht. Auf die sozialen und wirtschaftlichen Zustände des Landes scheint also der Verfasser seinen Blick nicht gerichtet zu haben, und daher mag es wohl auch kommen, daß an den wenigen Stellen, wo er sie streift, sein Urteil schief ausfällt. So wird z. B. die kurze Erwähnung der Arbeiterbewegung des vierzehnten Jahrhunderts mit den Worten eingeleitet: „Das Stocken des Handels infolge der Pest schuf tausende von Vagabunden und lockerte jedes Arbeitsverhältnis; vergebens erfolgten königliche Proklamationen.“ Vielmehr wurde die Volksbewegung dadurch verursacht, daß die Verminderung der Arbeiter die Arbeit teuer machte, wogegen Regierung und Gutsbesitzer mit Mitteln, die den Arbeiterstand empörten, vergebens ankämpften. In dem kurzen Bericht über die Strafgesetze Wilhelms III. gegen die irischen Katholiken ruft der Verfasser aus: „Sie sollten aus Katholiken Protestanten werden!“ O nein, das war gar nicht die Absicht des kalten Oraniers und seiner gegen die Religion gleichgiltigen, von Befehrungsjucht völlig freien Räte. Im Gegenteil, gerade weil sie wußten, daß die Iren treue, oder wenn man lieber will, bigotte und fanatische Katholiken und darum gar nicht zu bekehren waren, schufen sie diese Gesetze als ein Folterwerkzeug, womit den Iren unter dem Vorwande der Religion jeder Schilling ihres Vermögens und Arbeitsverdienstes abgepreßt werden konnte. Diese Gesetze waren weiter nichts als ein Glied jenes Raubsystems, mit dem die vornehmen Engländer alle fünf Erdteile, Irland und die ärmern Klassen ihres eignen Volkes ausgeplündert und sich zur reichsten Nation der Welt gemacht haben. Der gänzliche Ausschluß des sozialen und wirtschaftlichen Gebietes ist ein empfindlicher Mangel des sonst vortrefflichen Buches.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig